

Je weniger Spitäler, desto mehr Spender

LUZERN Unsere Region liegt bei den Organspendern am Schluss der Rangliste. Dies habe auch mit mangelnder Aufklärung zu tun, sagt ein Experte.

INTERVIEW CYRIL AREGGER
cyril.aregger@luzernerzeitung.ch

In keiner Schweizer Region gab es in den letzten zwei Jahren weniger Organspender als bei uns: Hochgerechnet auf 1 Million Einwohner, lag die Zahl der Spender im Netzwerk Luzern bei unter 10 (Ausgabe vom Montag). Der Schweizer Durchschnitt liegt bei 17,4. Zum Luzerner Netzwerk zählen neben Luzern auch die Kantone Uri, Ob- und Nidwalden. Markus Béchir (46), Leiter des Spendennetzwerks Luzern und Chefarzt für Intensivmedizin, Schmerzmedizin und Operative Medizin am Paraplegiker-Zentrum in Nottwil, erklärt im Gespräch mit unserer Zeitung mögliche Gründe für die tiefe Spenderzahl – und wie diese erhöht werden könnte.

Markus Béchir, die Region Luzern hinkt bei der Zahl der Organspender hinter den anderen Spendernetzwerken zurück. Weshalb?

Markus Béchir: Gründe sind nicht einfach zu finden. Generell gilt: Die Zahlen sind schweizweit sehr tief. Wir sprechen bei gut 8 Millionen Einwohnern von rund 100 verstorbenen Menschen, die pro Jahr Organe spenden. Damit beruhen statistische Unterschiede auf sehr kleinen Zahlen: Eine Steigerung der Organspender um 4 in Luzern bewirkt eine Steigerung um 50 Prozent. So gesehen hängt die potenzielle Verdoppelung dieser Zahl an vier menschlichen Schicksalen aus der

Region mit rund einer halben Million Einwohnern ab. Dass hier sehr viele Einflussfaktoren mitspielen, liegt auf der Hand. Auffällig ist, dass die Zahl der Spender im Welschland und im Tessin grundsätzlich deutlich höher ist als in der Deutschschweiz. Hier spielen wahrscheinlich auch soziale und kulturelle Unterschiede eine Rolle.

Luzern liegt auch im Vergleich zu den Deutschschweizer Netzwerken zurück.

Béchir: Man darf diese Netzwerke nicht als in sich abgeschlossene Gebilde anschauen. Auch Pendlerströme wirken sich auf die Zahlen aus: Wenn etwa ein Luzerner in Zürich verunfallt, wird er natürlich auch in Zürich behandelt und erfasst. Hinzu kommt, dass Luzern mit rund 500 000 Einwohnern die kleinste Region ist.

Was hat das für einen Einfluss?

Béchir: Wenige Fälle können die Statistik schnell massiv verändern: Derzeit sieht es beispielsweise gut aus, wir hatten innert fünf Wochen drei Spenden. Zuvor allerdings während zweier Monate keine einzige. Das ist nicht nur bei uns so: Auch andere Netzwerke haben hohe Schwankungen. Derzeit ist beispielsweise sogar in der Romandie die Ablehnungsquote deutlich gestiegen. Über die Gründe können wir nur rätseln.

Die Region St. Gallen, mit rund 600 000 Einwohnern ähnlich gross wie Luzern, hat allerdings über Jahre stabile und überdurchschnittlich hohe Spendenzahlen.

Béchir: Das ist in der Tat auffällig. Die Gründe dafür sind uns nicht so ganz klar, vermutlich ist die Bevölkerungsstruktur unterschiedlich zu Luzern. Ein Vorteil von St. Gallen könnte auch sein, dass es dort weniger Spitäler gibt: Neben dem Kantonsspital St. Gallen gibt es bloss noch

vier weitere kleine Spitäler. Bei uns sind es insgesamt acht.

Und weshalb ist das von Vorteil?

Béchir: Weil es nur ganz wenige Fälle gibt, ist es schwer, Routine zu entwickeln. Etwas einfacher ist es, wenn es weniger Spitäler gibt – die Mitarbeiter auf den Intensivstationen sind deshalb etwas häufiger mit solchen Fällen konfrontiert.

Mehr Routine der Mitarbeiter kann die Spendenquote erhöhen?

Béchir: Ganz entscheidend ist die Ausbildung der Mitarbeiter. Sie müssen erkennen, wer ein potenzieller Spender sein könnte, und sie müssen die Gespräche mit den Angehörigen führen. Deshalb investieren wir vom nationalen Ausschuss Organspende (CNDO) und Swisstransplant auch sehr viel in die Ausbildung. Zudem bemühen wir uns, dass eine zertifizierte Weiterbildung zum Organspende-Spezialisten eingeführt wird.

Wer trägt die Kosten für das Organspendewesen?

Béchir: In Luzern haben wir dafür bis zu diesem Jahr keinen Franken vom Kanton erhalten, obwohl das eigentlich im Organspendegesetz vorgesehen wäre. Die Kosten trugen somit die Spitäler allein. Nun haben wir erstmals Geld erhalten: Die Konferenz der Gesundheitsdirektoren hat entschieden, dass alle Kantone gemeinsam einen Pool äufnen, aus dem die Spitäler entschädigt werden. Jährlich kom-

men so schweizweit 3,5 Millionen Franken zusammen.

Das reicht, um die Kosten zu decken?

Béchir: Es ist ein wichtiger Beitrag. Die Gesamtkosten liegen aber deutlich höher, bei geschätzten 8 bis 9 Millionen Franken.

Weshalb sind die Kosten so hoch?

Béchir: Sie müssen in den Spitälern jeden Tag rund um die Uhr die notwendigen Fachleute vor Ort haben. Heute machen das die meisten parallel zu ihrem «normalen» Job. Mit dem Beitrag der Kantone hoffen wir, die Situation für die Mitarbeiter etwas zu verbessern. Hinzu kommen noch die Ausbildungskosten: Allein in der Region Luzern brauchen wir für die Sicherstellung des gesetzlichen Auftrages die potenzielle Mitarbeit und Schulung von allen Mitarbeitern der Intensivstationen der Region. Das sind etwa 400 Fachleute. Wenn wir von einer Fluktuation von jährlich rund 10 Prozent ausgehen, sehen sie, dass wir viele Leute ausbilden müssen.



«Die Leute sollten unbedingt rechtzeitig festlegen, ob für sie eine Organspende in Frage kommt.»

MARKUS BÉCHIR, LEITER
SPENDENNETZWERK LUZERN

Und wie wichtig sind Organspenderausweise?

Béchir: Die Leute sollten unbedingt rechtzeitig festlegen, ob für sie eine Organspende in Frage kommt oder nicht. Das geht mit einem Spendenausweis oder indem man den Angehörigen seine Entscheidung mitteilt. So kann Stress verhindert werden.

Inwiefern?

Béchir: Wenn ein Angehöriger am Sterben

Luzern ist spitze bei Umsetzung

QUOTE ca. Neben der tiefen Spendenquote kann die Region Luzern auch mit einem Bestwert aufwarten: Das Luzerner Kantonsspital wies im ersten Halbjahr 2016 den Bestwert bei der sogenannten Umsetzungsrate auf. Sie gibt an, aus wie vielen möglichen Organspendern tatsächliche Organspender wurden. Das sei ein Indiz dafür, dass die Ausbildung in der Region gut sei, sagt Markus Béchir, Leiter des Spendenetzwerks Luzern und Chefarzt für Intensivmedizin, Schmerzmedizin und Operative Medizin am Paraplegiker-Zentrum in Nottwil. «Das heisst, unsere Mitarbeiter erkennen potenzielle Spender rechtzeitig und führen alle Prozesse so durch, dass am Ende eine erfolgreiche Organspende steht. Die besten Prozesse bringen aber nichts, wenn nicht in die Spende eingewilligt wird.»

ist oder der Hirntod festgestellt wurde, ist das für die Angehörigen schon ein hoch emotionaler Moment. Wenn dann auch noch eine Entscheidung über eine Organspende gefällt werden muss, ist das eine sehr belastende Situation, bei der es sogar zu Streit unter Angehörigen kommen kann. Für uns ist aber klar: Wenn auch nur ein Familienmitglied gegen eine Organentnahme ist, wird diese nicht durchgeführt.

HINWEIS

Weitere Informationen: www.swisstransplant.ch